

REBECCA GOLDSTEIN

36

**ARGUMENTE
FÜR DIE
EXISTENZ
GOTTES**

REBECCA GOLDSTEIN

36
ARGUMENTE
FÜR DIE
EXISTENZ
GOTTES

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Friedrich Mader

Karl Blessing Verlag

Titel der Originalausgabe:
36 Arguments for the Existence of God
Originalverlag: Pantheon Books

Mit herzlichem Dank des Übersetzers an Chaim Frank
vom Dokumentations-Archiv für Jüdische Kultur und Geschichte
für seine ausführlichen Erklärungen
zu jiddischen und hebräischen Begriffen.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *EOS*
liefert Salzer, St. Pölten.

1. Auflage
Copyright © der Originalausgabe 2010
by Rebecca Goldstein
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010
by Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur,
München – Zürich
Layout und Herstellung: Ursula Maenner
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-89667-423-4

www.blessing-verlag.de

Inhalt

I	Das Argument von der Unwahrscheinlichkeit des Selbst	7
II	Das Argument von Lucinda	32
III	Das Argument von den gesprenkelten Dingen . .	35
IV	Das Argument von der unbezähmbaren Vergangenheit	70
V	Das Argument vom Umschwung des Schicksals	88
VI	Das Argument von der Ahnung der Unsterblichkeit	128
VII	Das Argument von der Seelenschau	132
VIII	Das Argument von der Existenz des Gedichts	150
IX	Das Argument von der Ewigkeit der Ironie	161
X	Das Argument vom reineren Selbst	181
XI	Das Argument von den transzendentalen Vorboten	193
XII	Das Argument von den Primzahlen	204
XIII	Das Argument von den Subtraktionen	249
XIV	Das Argument von der untröstlichen Einsamkeit	255
XV	Das Argument vom heiligen Kreis	262
XVI	Das Argument von der Sehnsucht vor dem Tor	273
XVII	Das Argument vom seltsamen Lachen	275
XVIII	Das Argument vom Pfeil der Zeit	286

XIX	Das Argument vom belauschten Flüstern der Engel	292
XX	Das Argument von der Kunde der Zerstörung	317
XXI	Das Argument von den Resten	323
XXII	Das Argument von der fernen Hoffnung	336
XXIII	Das Argument von der Entzauberung der Welt	337
XXIV	Das Argument vom Ethos der Väter	344
XXV	Das Argument vom kosmischen Beben	347
XXVI	Das Argument von den Erwählten	356
XXVII	Das Argument von den Gebeinen der Toten	363
XXVIII	Das Argument vom Mandelbaum- Gleichgewicht	383
XXIX	Das Argument von den starren Designatoren	386
XXX	Das Argument vom langen Schweigen der Nacht	404
XXXI	Das Argument von der <i>New York Times</i>	405
XXXII	Das Argument vom Abgrund	409
XXXIII	Das Argument vom verletzlichen Selbst	420
XXXIV	Das Argument vom Blick von nirgendwo	424
XXXV	Das Argument von den feierlichen Gefühlen	456
XXXVI	Das Argument vom Tanz des schweigsamen Rebbe	469
Anhang: Sechsenddreißig Argumente für die Existenz Gottes		485
Danksagung		557

Das Argument von der Unwahrscheinlichkeit des Selbst

Etwas verschob sich, etwas so Gewaltiges, dass man es die Welt nennen könnte.

Nennen wir es die Welt.

Die Verschiebung der Welt traf viele kluge Leute völlig unvorbereitet, weil sie Dinge aufwühlte, von denen sie geglaubt hatten, dass sie für immer erledigt und tief unter der Erdkruste begraben waren. Je intellektueller sie selbst und je facettenreicher ihr Geistesleben, desto größer ist wohl ihre Bestürzung über diesen Ruck der Welt, der Anschauungen und Sehnsüchte ans Licht gebracht hat, die ihrer Überzeugung nach einer früheren Stufe der menschlichen Entwicklung angehören.

Was ist das für ein Zeug, fragen sie sich, und wie kann es sein, dass so etwas bei unserem heutigen Wissensstand immer noch herumgeistert? Irgendwie erinnert es an freigelegte und abgestaubte Relikte – tastende Versuche und mythisch-magische Ahnungen –, über denen Archäologen brüten, um ihren einstigen, heute längst vergessenen Sinn zu rekonstruieren.

Auf einmal ist das alles unvergessen, und Köpfe, die eigentlich über Wichtigeres nachzudenken hätten, müssen kostbare neuronale Ressourcen aufbieten, um herauszufinden, wie sie die Gattung wieder halbwegs zur Vernunft bringen könnten. Es ist ein überaus ermüdendes Unterfangen, mit der Arbeit

der Aufklärung wieder von vorn beginnen zu müssen, aber ebendies ist in ihrer Zeit passiert. Sie hätten ab und zu einen Ballon aufsteigen lassen sollen, um die vorherrschenden kognitiven Bedingungen zu testen. Die Denkenden haben es versäumt, auf die Nichtdenkenden aufzupassen. Inzwischen hat die Anhäufung von Irrtümern einen gefährlichen Grad erreicht, und die geballten Waffen der Unlogik bedrohen sogar das Überleben des Planeten.

Für die Welt ist das alles nicht besonders vorteilhaft, doch für Cass Seltzer schon. Das wird ihm klar, als er auf den gefrorenen Charles River hinunterschaut und über die unwahrscheinliche Wende nachsinnt, die sein Leben vor Kurzem genommen hat. Er denkt, sein Leben ist besser geworden, weil die Welt übergeschnappt ist. Der Vormarsch der Eiferer ist Seltzers Vorteil.

Es ist vier Uhr früh, und Cass Seltzer steht auf der Weeks Bridge, die sich nahe der Harvard University in anmutigem Bogen über den Charles River spannt. Er blickt hinunter auf den Fluss, der in der für Ende Februar in New England üblichen Leichenstarre daliegt. Die ganze Gegend ist öde und unglaublich leer, verlassen auf eine Weise, die fast menschenfeindlich wirkt. Auf dem Memorial Drive fährt kein einziges Auto, die eleganten Wohnheime am Fluss ragen als dunkle, reglose Klötze auf, und selbst die hyperkinetischsten Studenten sind zu sanft schlummernden Jungen und Mädchen geworden.

Es sieht Cass Seltzer gar nicht ähnlich, in einer eisigen Nacht draußen zu sein und in Gedanken versunken das Gefühl in seinen Extremitäten zu verlieren. Die Aufregung hat ihn einfach überwältigt. Stundenlang hat er im Bett gelegen, während es in seinem Kopf drunter und drüber ging. Schließlich gab er auf und kroch unter der luxuriösen Daunendecke

hervor, die seine Freundin Lucinda Mandelbaum mitgebracht hatte, als sie Ende Juni bei ihm eingezogen war. Diese Daunendecke hat Taschen für Hände und Füße und ist besonders weich, weil sie mit Aloe vera imprägniert ist. Als Mann hatte Cass zuerst mit Skepsis reagiert, sich aber dann widerwillig zu Lucindas Decke und auch zu ihrem Tempur-Kissen bekehren lassen, das mit dem Duft ihres Kokosshampoos durchtränkt ist. Umso bemerkenswerter ist es, dass er sein Bett verlassen hat, um diese nächtlich kalte Ödnis aufzusuchen.

Als er im vorderen Kleiderschrank nach etwas Wärmerem wühlte, förderte er mit leisem Lächeln ein längst vergessenes Kleidungsstück zutage: den Trikoloerschal, den seine Exfrau Pascale für ihn gestrickt hatte in den vier Monaten, als sie sich von ihrer Aphasie erholte. Diese vier Monate hatten neben anderen Schockern zu der extrem langen französischen Wollfahne geführt, die er sich siebeneinhalbmal um den Hals schlang, bevor er hinaus ins Dunkle trat, um mit dem Sturm in seinem Kopf fertig zu werden.

Lucinda ist heute Abend fort, und nicht nur heute Abend, sondern die ganze trostlos vor ihm liegende Woche. Cass vermisst Lucinda so sehr, dass er es in den Knochen spürt, bis ins Mark, das gerade zu Eis kristallisiert. Sie ist in wärmeren Gefilden, in Santa Barbara, auf einer Tagung über »Nicht-Nash-Gleichgewichte in Nullsummenspielen«. Eines davon ist das »Mandelbaum-Gleichgewicht«, und Cass hat den Ehrgeiz, ebendieses begriffen zu haben, wenn er sie am Freitagabend vom Flughafen abholt.

Streng genommen ist Lucinda Psychologin wie Cass, nur auf völlig andere Weise. Ihre Arbeit ist so mathematisch, dass fast niemand auf die Idee kommen würde, sie könnte etwas mit mentalen Vorgängen zu tun haben. Cass hingegen befindet sich am entgegengesetzten Ende des Forschungsfeldes, so

weit von ihr entfernt, wie es innerhalb der gleichen Fachrichtung überhaupt möglich ist. So weit weg, dass er bis zu den Knien im Sumpf der Geisteswissenschaften steckt. Bis vor Kurzem hat sich Cass fast dafür entschuldigt, dass sein Interesse der ganzen Vielfalt religiöser Erfahrungen gilt, eine nach allgemeiner Auffassung aufgeblähte Kategorie. Und Cass wäre der Letzte, der dieser Ansicht widersprechen würde, denn er sieht überall religiöse Denkstrukturen. Sie lauern in den weltlichsten Konstellationen, wie etwa Politik, Wissenschaft und Kunst, ja selbst in persönlichen Beziehungen.

Fast zwei Jahrzehnte lang hatte Cass Seltzer die Religionspsychologie fast für sich, aber nur, weil niemand anders etwas damit zu tun haben wollte, zumindest niemand mit dem nötigen Grips und Ehrgeiz für erfolgreiche akademische Forschungsarbeit auf dem Gebiet der Psychologie. Es war unmöglich, Stipendien zu bekommen, und die angesehenen Fachzeitschriften schickten seine Manuskripte zurück, ohne auch nur Gutachten von Kollegen erstellen zu lassen. Die Studienanfänger drängten in seine Seminare, aber wenn überhaupt, wurde ihm das im Fachbereich negativ angerechnet. Die höheren Semester blieben in Scharen fern. Als sexy galten in der psychologischen Forschung allein Modelle für neuronale Netze und kognitive Neurowissenschaften. Das Sagen hatten die Leute mit den Algorithmen, für die der Verstand ein neuronaler Computer war.

Doch dann ist etwas passiert – etwas Fundamentales und zugleich Fundamentalistisches –, und seitdem ist die Religion wieder ein Phänomen, auf das sich alle Blicke richten. Und zu den meist beunruhigenden, wenn nicht gar erschreckenden Veränderungen, die die herausragende neue Bedeutsamkeit der Religion in der Welt ausgelöst hat, gehört auch der Wandel im Leben eines gewissen Cass Seltzer.

Zuerst kam das Buch, dem er den Titel *Die Vielfalt religiöser Illusion* gab – eine Verneigung vor William James' *Die Vielfalt religiöser Erfahrung* und vor Sigmund Freuds *Die Zukunft einer Illusion*. Dieser Text verschaffte Cass geradezu unverschämt viel Aufmerksamkeit. In einer Titelgeschichte über die sogenannten neuen Atheisten stellte ihn das Magazin *Time* als Einzigen heraus, der sich offenbar in Gläubige hineinversetzen konnte und der »vom Standpunkt bedauernder Desillusionierung über religiöse Illusionen schreibt«, und verlieh ihm zuletzt den Beinamen »der Atheist mit Seele«. Nach dem Erscheinen des Hefts rief Cass' Literaturagent Sy Auerbach an, um ihm zu gratulieren: »Jetzt sind Sie berühmt, da ist es wohl auch für mich an der Zeit, Sie ernst zu nehmen.«

Dann kam das Mädchen, obwohl diese Bezeichnung dem Sachverhalt kaum gerecht wurde, da es hier immerhin um jemanden wie Lucinda Mandelbaum ging, die in ihrer Sphäre als »die Göttin der Spieltheorie« bekannt war. Lucinda ist schlicht und ergreifend ein wundersames Geschöpf, dem nichts Geringeres gebührte als seine grenzenlose Anbetung.

Und jetzt, erst heute, als wäre dies nicht ohnehin schon viel zu viel des Guten, ist auch noch ein Brief von der Harvard University eingetroffen, in dem diese ihre Absicht bekundet, ihn von der Frankfurter University wegzulocken, die in Weedham, Massachusetts, zu Hause ist, ungefähr zwanzig Kilometer von dem Ort entfernt, an dem Cass gerade steht. Cass hat die letzten zwanzig Jahre an dieser Hochschule verbracht, seit es ihn als Student des legendären, überlebensgroßen Jonas Elijah Klapper, seiner damaligen Leit- und späteren Witzfigur, dorthin gezogen hatte.

Nach all den Ereignissen des letzten Jahres wundert sich Cass, welch ehrfürchtige Euphorie der Brief mit dem Signum »Veritas« in ihm ausgelöst hat. Doch er ist Akademiker, seine

Auffassung von Erfolg und Misserfolg wird letztlich bestimmt vom Nutzen (um einen Begriff aus Lucindas Wissenschaft zu verwenden), den die akademische Welt zu bieten hat, und darin zählt Harvard als der maximale Nutzen. Sogar jetzt hat Cass den Brief bei sich, sicher verwahrt in einer Reißverschlussinnentasche des Parkas, der ihn vor der Kälte schützt.

Er freut sich schon darauf, Lucinda von der Harvard-Offerte zu erzählen. Er sieht förmlich vor sich, wie sie beim feierlichen Klirren der Sektflöten in ihrer typischen Art den Kopf zurückwirft und dabei die zarte Noblesse ihres Halses offenbart, und deshalb hat er beschlossen, es ihr erst am Ende der Woche zu sagen. Niemand auf der Welt weiß besser zu würdigen, was dieses Angebot für Cass bedeutet, und niemand wird großzügiger für ihn jubeln als sie. Auch Lucinda hat seit den Anfängen ihrer Karriere solche blendenden Erfolge verbucht, und sie hat ihm beigebracht, sich nie für den eigenen Ehrgeiz zu rechtfertigen. Ehrgeiz muss nicht kleinlich und egoistisch sein. Er kann dazu dienen, das Dasein auszukosten, an der Welt und ihrem Reichtum teilzuhaben und ihre Möglichkeiten bis an die Grenzen der eigenen Fähigkeiten auszuschöpfen. So geht Lucinda ihr Leben an.

Bei ihr ist es erst ein Uhr. Sie hat das bernsteinfarbene Fläschchen Ambien mitgenommen – gegen zwei hat er einen Blick ins Medizinschränkchen geworfen –, also wird sie siebeneinhalb Stunden Ruhe genießen. Sie wird in T-Shirt und Shorts schlafen, und ihre muskulösen Beine – Lucinda nimmt an Triathlonwettbewerben teil – haben sich wahrscheinlich schon aus der Bettwäsche gekämpft. Lucinda beginnt jede Nacht ordentlich in ihre Decke eingewickelt, die kalten Füße sorgfältig in den Taschen verstaut, doch kaum ist sie eingeschlafen, setzt das lange Ringen um Freiheit ein, bis ihre Beine die Fesseln abgeschüttelt haben.

Seit fünfunddreißig Wochen schon hat Cass das Privileg, diese intimen Details über Lucinda Mandelbaum zu erfahren: Rituale wie Zähneputzen, Benutzen von Zahnseide, Peeling und Eincremen; die Tatsache, dass sie einen Schluckauf bekommt, wenn sie hartgekochte Eier zu schnell isst, und dass ihre kalten Hände und Füße Folge einer Erkrankung am Raynaud-Syndrom sind; dass sie ein Jahr in Oxford studiert und dabei eine Vorliebe für bestimmte britische Produkte entwickelt hat, die sie auf einer Webseite namens *British Delights* bestellt; dass sie als Mädchen entweder Konzertpianistin oder eine Nancy Drew werden wollte; dass ihr Abendessen manchmal aus nichts weiter als Sticky-Toffee-Pudding besteht, dass ihre politischen Anschauungen linksliberal sind; und dass sie beim Liebesspiel stets das gleiche erstaunte Seufzen von sich gibt.

Wie kann es sein, dass Cass Seltzer so vertraut mit der Beschaffenheit von Lucinda Mandelbaums Leben ist? Seine Erwähltheit – in diesem alten, verrückten calvinistischen Sinn, über den Cass nur allzu gut Bescheid weiß – ist bedingungslos.

Hier oben über dem eisstarrten Charles River malt er sich die schlafende Lucinda aus, den Mund leicht geöffnet und die zarten Augenlider von Träumen flatternd – oh, mögen sie glücklich sein!

Meistens schläft sie vor ihm ein, und wenn er sie dann betrachtet, zerreißt es ihm fast das Herz. All diese Geisteskraft vorübergehend außer Kraft gesetzt, die Wimpern auf der sanften Rundung ihrer hohen Wangenknochen ruhend, die aschblonde Mähne von ihren Tageszwängen befreit und duftend weich ausgebreitet auf ihrem Tempur-Kissen. Er sieht das kleine Mädchen, das sie gewesen sein muss. Vor seinem Auge ersteht das Phantom einer künftigen Tochter mit der strahlenden Haut und dem Haar der Mutter und grauen, blau umrandeten

Augen, in denen die Lichtpunkte einer wachen Intelligenz funkeln. Vor allem wenn er beobachtet, wie Lucinda schläft oder beim Lesen und Ausstreichen der arkanen Zeichen ihrer Wissenschaft zerstreut mit einer Haarsträhne spielt oder durch das Gartentor geht – auf dem sich noch immer ein Schild der Vorbesitzer mit der Aufforderung »Bitte schließen Sie das Tor, denken Sie an unsere Kinder« befindet –, gewinnt diese Fantasie eine schier überwältigende Kraft.

Natürlich gibt es niemanden da draußen, der Buch führt, aber vielleicht hat er sich dieses Glück doch verdient. Vielleicht haben die Jahre, die er für die Trauer um Pascale geopfert hat, eine Ausgleichsdividende abgeworfen? Nein, auf solchen Hokuspokus fällt er nicht herein, das ist alles nur nutzloses religiöses Denken.

Bis hinauf zur randlosen Brille ver mummt mit Pascales lächerlichem Schal, hat er nicht lang überlegt, wo er sich um diese Zeit hinwenden soll, und ist direkt zum Harvard Square gelaufen, dann hinunter zum Fluss und hinauf bis zur Mitte der Weeks Bridge, offenbar genau der Platz, den er gesucht hat.

Die Nacht ist so kalt, dass alles seiner überflüssigen Existenz beraubt und auf reine Abstraktion reduziert scheint. Cass hat den deutlichen Eindruck, dass er in der klaren Luft besser sehen kann, dass die Kälte der Kurzsichtigkeit entgegenwirkt, derentwegen er schon seit seinem zwölften Lebensjahr eine Brille trägt. Er nimmt sie ab und kann natürlich nichts mehr erkennen, sein Blick reicht kaum über die geisterhafte Gestalt seines Atems hinaus.

Aber dann starrt er angestrengt und hat das Gefühl, dass er wirklich besser sieht und dass die Welt schärfer vor ihm liegt. Erst jetzt, ohne die Brille, bemerkt er die Szenerie, die der klirrende Frost in den erstarrten, nur von den drei anmutigen

Bögen unter der Brücke unterbrochenen Fluss gezaubert hat, eine Szenerie, die man durchaus als erhaben bezeichnen kann, und zwar im Kant'schen Sinn: nicht anheimelnd schön, sondern berührt von einer metaphysischen Kälte. Die Strömung hat drei gewaltige und vollkommene Bögen in das feste Eis gemeißelt, die sich bis zur Spitze fünfzehn oder gar zwanzig Meter hoch aufschwingen und fast eine gestalterische Absicht vermuten lassen. Die Wasseroberfläche in den Durchbrüchen ist obsidianblank und schimmert durchsichtig gegen den weißblauen Glanz der gefrorenen Ummantelung, und aus einer verrutschten Perspektive sieht das Ganze aus wie eine endlos aufragende Kathedrale, deren Bögen als Fenster auf schwarze Weiten blicken.

Mitten auf der Weeks Bridge, mitten im Winter und mitten in der Nacht blickt er hinab auf diese erhabene Formation und sinnt darüber nach, wie seltsam sich sein Leben entwickelt hat.

Für ihn. Sein Leben ist für ihn zu etwas Seltsamem geworden. Er kommt sich vor, als würde er den Mantel von jemand anders tragen, den er sich nach einer alkoholreichen Party aus Versehen vom Gästezimmerbett geschnappt hat. Er läuft im maßgeschneiderten Kaschmirstück eines anderen herum, während dieser Cass' Kapuzenparka erwischt hat, und anscheinend hat nur Cass etwas von der Verwechslung mitbekommen.

Was ist passiert? Cass Seltzer ist zu einer Berühmtheit des Geisteslebens geworden. Er hat durch seine abstrakten Ideen den Status eines Prominenten erlangt. Und nicht nur irgendwelche abstrakten Ideen, sondern atheistische abstrakte Ideen, was ihn nach den jüngsten Umfragen zum Wortführer einer besonders verhassten Minderheit macht. Keiner anderen Gruppe begegnen die Amerikaner mit größerem Misstrauen, bei

Vertretern keiner anderen Gruppe sind sie weniger geneigt, ihren Kindern die Ehe mit ihnen zu gestatten.

Dies ist eine Tatsache. In Untersuchungen wurde berichtet, dass ein Großteil der Amerikaner Atheisten im Hinblick auf »eine gemeinsame Vision der amerikanischen Gesellschaft« niedriger einstuft als Muslime, neue Zuwanderer, Schwule und Kommunisten. Offenbar, so stellen die Herausgeber der Studien fest, haben die Atheisten die früher den Katholiken, Juden, Kommunisten und Homosexuellen zugewiesene Pariarolle übernommen; sie werden als Menschen mit fremdartigen und subversiven oder überhaupt keinen inneren Werten betrachtet, die sehr wahrscheinlich Verbrecher, Vergewaltiger und Drogensüchtige mit Schaum vor dem Mund sind.

»Als ob«, äußert Cass des Öfteren vor dem Mikrofon, »der einzige Grund für ein moralisches Leben die Angst davor wäre, vom himmlischen Vater erwischt zu werden und eine Tracht Prügel zu bekommen.«

Ausgerechnet Cass Seltzer ist zum Aushängeschild dieser missverstandenen Gruppe geworden. Seine Erscheinung eignet sich bestens, um der fälschlichen Gleichsetzung von Gottlosigkeit mit Lasterhaftigkeit entgegenzutreten. Attraktiv, doch nicht auf eine Weise, die den Verdacht einer unklaren sexuellen Orientierung aufkeimen lässt. Die grundlegende Gutherzigkeit steht ihm ins Gesicht geschrieben. Er hat ein starkes Kinn, eine hohe, eiförmige Stirn, aus der das herabhängende rotbraune Haar nur leicht zurückweicht, und das liebste, treuherzigste Lächeln, das man außerhalb der Oral Roberts University antreffen kann. Ist das ein Mann, der Mord und Todschlag begeht, unsere jungfräulichen Töchter vergewaltigt und sich verbotene Substanzen in die Venen jagt?

In jüngster Zeit steht sein Leben weitgehend unter dem Kommando nicht nur von Sy Auerbach, der ihn in seiner

Eigenschaft als Literaturagent und Kulturimpresario vertritt, sondern auch von einer Sprecheragentur, also Publizisten, Medienbetreuern und anderen Begleitern, die ihm noch vor einem Jahr so fremd waren, wie es die Atheisten (trotz Cass' Bemühungen) den meisten Amerikanern noch immer sind.

Kein Wunder also, dass Cass manchmal glaubt, das Gefühl für sein Leben und dessen narrative Kontinuität verloren zu haben, die früher im Grunde aus Bedeutungslosigkeit und einem dunklen Sehnen in viele Richtungen bestand. Doch dieser Verlust spielt kaum eine Rolle, weil ihm die neue Handlung viel besser gefällt, weil sie ihm so gut gefällt, dass er noch nicht einmal voll von ihr Besitz ergriffen hat.

Prinzipiell hat Cass nichts gegen den Ruhm einzuwenden. Schon allein, weil ihn die Leute freundlicher behandeln. Es ist eine Offenbarung, was für nette, aufrecht gehende Säuger wir sein können. Bei Begegnungen mit berühmten Menschen wendet jeder gern und dankbar die goldene Regel an: Handle Prominente stets so, wie du selbst gern behandelt wirst. Wunderbar! Wenn nur jeder berühmt wäre, dann könnten wir alle mühelos zu Altruisten werden.

Allerdings bringt die Bekanntheit auch Herausforderungen mit sich. Letzte Woche tauchte nach einer seiner Lesungen ein Mädchen mit seinem Buch in der Hand auf und fragte, ob er auch »Körperteile signiere«. Ehe er seine Stimme wiederfinden und die Schamröte unterdrücken konnte, die sich bis zu seinem hohen Haaransatz ausbreitete, rollte sie den Ärmel ihres Pullovers hinauf und hielt ihm die herzergreifende Babyzartheit ihres inneren Arms hin. Da er nicht wusste, was er sonst tun sollte, und sich nur wünschte, dass aus dieser Gegenwart möglichst schnell Vergangenheit wurde, entstellte er die schmetterlingsweiche Haut mit dem winzigsten Spinnengekrakel, zu dem er fähig war.

»Das muss die Seltzer'sche Jungenhaftigkeit sein, von der ich immer wieder lese«, lachte Sy Auerbach, als Cass ihm davon erzählte, um sich zu vergewissern, dass sich solche Vorfälle im Rahmen des Normalen bewegten und keinen Vertrauensbruch eines Akademikers gegenüber der leicht zu beeindruckenden Jugend darstellten. »Machen Sie sich keine Sorgen und genießen Sie es einfach. Was soll schlecht daran sein, dass ein Typ wie Cass Seltzer zur Kultfigur wird? Besser Sie als ein dämlicher Scientologe wie Tom Cruise. Denken Sie mal darüber nach, Seltzer.«

Cass denkt noch immer nach.

Ja, diese Jungenhaftigkeit. Bis vor einem Jahr tendierte diese Eigenschaft auf fatale Weise in Richtung Behinderung, gesellschaftlich, beruflich und erst recht romantisch. Nicht dass es nennenswerte Romanzen gegeben hätte in dem langen, kalten Februar der Seele, der sich von dem Tag vor sechs Jahren, an dem Pascale ihre Sprache wiedererlangte und ihre Ehe mit ihm für beendet erklärte, bis zu dem Tag vor zweieinhalb Jahren erstreckte, als sich Lucinda Mandelbaum im gerade begonnenen Herbstsemester bei der ersten Gastredner-vorlesung im Fachbereich Psychologie neben ihn setzte. Doch nun, nach der Verwandlung, die der Ruhm mit sich gebracht hatte, entpuppt sich sogar seine Jungenhaftigkeit als Pluspunkt. Mit zweiundvierzig ist er natürlich kein Junge mehr, aber er hat ein jungenhaftes Aussehen und Benehmen, deren er sich gar nicht bewusst war, bis er in mehreren Zeitschriften, Magazinen und viel zu vielen Blogs mit diesem Ausdruck beschrieben wurde. Und wenn er jetzt über eine Bühne stapft und ihm das rötliche, seidige Haar im Rhythmus der eifrigen Schritte ein wenig um die Ohren flattert, weiß er in den tiefsten Winkeln seines Gehirns, dass das jungenhaft und gut ist.

Aus den Mediendarstellungen weiß er auch, dass er zwar groß und schlaksig ist – das hat er natürlich vorher schon gewusst –, sich aber nicht so gibt, als ob, wie es in einem Beitrag formuliert wurde, »er sich dafür entschuldigen wollte, so viel vertikalen Raum einzunehmen«. Es ist ihm weniger peinlich, diese Beschreibungen über sich selbst zu lesen, als er gedacht hätte. Allerdings fällt es ihm schwer, die in diesen Artikeln vorgestellte Person als den Cass Seltzer wahrzunehmen, den er schon sein ganzes Leben lang kennt.

Cass hat noch immer daran zu kauen, dass sich sein Buch zu einer internationalen Sensation entwickelt hat und in siebenundzwanzig Sprachen übersetzt wurde, unter anderem auch ins Lettische. Ihm ist klar, dass es dabei weniger um das geht, was er geschrieben hat – so gern er es auch glauben würde –, als vielmehr um den seltenen Glücksfall einer Überschneidung der Hauptbeschäftigung in seinem Leben mit den brennenden Fragen der Zeit.

Als sich Cass, geborgen in seiner Unbekanntheit, an die Niederschrift eines Buches machte, das erklären sollte, wie irrelevant der Glaube an Gott für religiöse Erfahrungen sein kann – so irrelevant, dass sich die emotionale Struktur religiöser Erfahrungen auf vollkommen gottlose Zusammenhänge übertragen lässt, ohne dass ihre Wirkung darunter leidet; und als er, eigentlich fast als nachträglichen Einfall, einen Anhang mit sechsunddreißig Argumenten für die Existenz Gottes samt Widerlegungen hinzufügte, um zu verdeutlichen, dass selbst der gründlichste Gegenbeweis nicht an der gefühlten Qualität religiöser Erfahrung rütteln kann, hatte er keine Ahnung, was für eine Lawine er damit lostreten würde.

Er selbst hätte sich nie als Atheisten bezeichnet – nicht etwa, weil er gläubig ist, denn das ist er bestimmt nicht, sondern weil er davon überzeugt ist, dass Glaube unerheblich ist.

Erst der Anhang hat ihn in die Rolle eines Wortführers der Atheisten gedrängt, ein literarischer Einfall, der sein Leben verändert hat.

Morgen früh wird er sich mit Shimmy Baumzer treffen, dem Präsidenten der Frankfurter University, der sich wieder mal als »naiver Tropf aus dem Kibbutz« inszenieren wird, um zu verbergen, was für ein meisterhafter Strippenzieher er ist.

»Was muss ich Ihnen anbieten, damit Sie nicht zu diesen schmendriks oben am Fluss überlaufen?«, wird Baumzer fragen. Das weiß Cass, weil sich der Präsident exakt mit dieser Formulierung vor drei Jahren an den früheren Kollegen Marty Huffer gewandt hat, als dieser mit seiner von einem Publikumsverlag veröffentlichten Studie zur Psychologie des Glücks einen Volltreffer landete und so den Wechsel zur Harvard University schaffte.

Auch Cass schickte das Manuskript von *Die Vielfalt religiöser Illusion* zunächst an Huffers Verleger. Cass kannte seinen Namen, weil Huffer seine früheren Kollegen mit endlosen Geschichten über sein neues Leben in einer höheren Sphäre traktierte. Sechs Wochen nachdem Cass ihm das Manuskript gesandt hatte und als er bereits überlegte, an welchen Universitätsverlag er sich als Nächstes wenden sollte, rief der Verleger an und lud ihn zum Mittagessen in New York ein. Bei gegrillten Branzini räumte er ein, dass Cass' Ansatz etwas für sich hatte – »vor allem der Anhang. Hat mir gut gefallen. Provokierender als das übrige Buch. Sie könnten das Ganze wohl nicht umstellen und aus dem Anhang das Buch und aus dem Buch den Anhang machen?« Während Cass ihn noch angaffte, nannte der Mann eine Zahl.

»Das ist die absolute Obergrenze, mehr kann ich nicht bieten.« Seine Oberlippe verzog sich zu einem kaum merklichen Kräuseln.

Auf der Rückfahrt im Acela-Express – das erste Mal, dass Cass den teuren Hochgeschwindigkeitszug nahm statt der langsamen Regionalbahn oder des Chinatown-Bus, der die Fahrt von Chinatown in New York nach Boston für fünfzehn Dollar absolviert und nur sehr selten in Flammen aufgeht – stiegen ihm die Dämpfe seiner Euphorie dermaßen zu Kopf, dass er zweimal laut loslachte und damit eine steife Matrone neben sich von ihrem Platz vertrieb, lang bevor sie in New Haven ausstieg. Doch plötzlich fielen Cass wieder die merkwürdig zugeknöpfte Wortwahl des Verlegers und der nicht weniger merkwürdige Gesichtsausdruck dabei ein – eine Art unterdrücktes Lächeln, das über seine Oberlippe huschte.

René Descartes betrachtete die Zirbeldrüse als Sitz der Seele, doch nach Cass' Erfahrungen ist es die Oberlippe, die den wahren Zustand der Seele widerspiegelt und geheime Empfindungen schonungslos aufdeckt. Auf ihr bilden sich sowohl Selbstzweifel als auch Selbstgefälligkeit ab. Und wenn tief drinnen ein Egoist lauert, dann verrät er sich durch seine Oberlippe.

Als der Stadtrand von New London vorüberblinkte, sann Cass über die selbstgefällige Oberlippe des Verlegers nach, und leise Bedenken zupften an der Wolke seines Hochgefühls. Zu Hause in Cambridge rief er Marty Huffer an und fragte ihn, was er von dem Angebot hielt. Neunzig Sekunden nach dem Ende des Gesprächs mit Huffer klingelte Cass' Telefon, und Huffers Agent Sy Auerbach war am Apparat.

»Sie können unmöglich ohne Vertretung einen Vertrag für so ein Buch annehmen«, stellte Auerbach fest. Schmeichelei? Tadel?

»Aber ich habe ihm praktisch schon zugesagt«, wandte Cass ein. »Ich glaube, da kann ich keinen Rückzieher mehr machen.«

»Von wegen. Ab heute verhandelt er nur noch mit mir. Ich bin Ihr Bevollmächtigter, verstanden?«

»Ich weiß nicht recht.«

»Dann darf ich Ihnen ein bisschen auf die Sprünge helfen. Wenn ich nicht mehr als diese Offerte für Sie raushole, dann verzichte ich auf meine Provision.«

»Aber er war so freundlich zu mir.«

Der Agent stieß ein freudloses Lachen aus. »Was war denn so freundlich an seinem Verhalten?«

»Na ja, er hat mich in ein teures Restaurant eingeladen.«

»Welches Restaurant?«

»Das Balthazar.«

Wieder lachte Auerbach. »Hören Sie mir gut zu. Wenn Sie wegen so einem Ausflug ins Balthazar dieses Angebot annehmen, dann wird das das teuerste Mittagessen Ihres Lebens. Dieses Mittagessen wird Sie mehrere Hunderttausend Dollar kosten.«

Danach hielt Auerbach eine Auktion für *Die Vielfalt religiöser Illusion* ab, und der Verleger aus dem Balthazar bot nicht nur fünfmal mehr als seine »absolute Obergrenze«, sondern wurde auch klar ausgestochen.

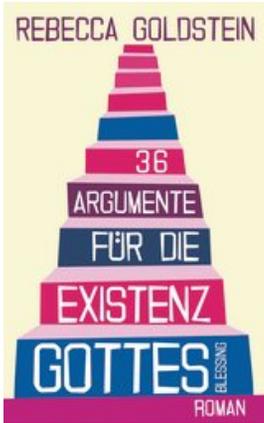
Anfangs beschlichen Cass manchmal Zweifel, was seinen Agenten anging, und er fragte sich, ob sich hinter dem zynischen Äußeren ein noch zynischeres Innenleben verbarg. Ist er ein Showman oder ein Schamane? Ein wenig von beiden, glaubt Cass inzwischen, aber dennoch eine positive Kraft. Auerbach geht es nicht unbedingt darum, aus Pedanten Giganten und aus Spinnern Gewinner zu machen. Seiner Meinung nach ist die Zeit reif für einen anderen Schlag von Intellektuellen. Die alten Intellektuellen, die zumeist naturwissenschaftliche Analphabeten waren und ihren Arsch nicht von ihren Amygdalae unterscheiden konnten, sind hoffnungslos ins Ab-

seits geraten, deklassiert und zur Bedeutungslosigkeit verurteilt von Naturwissenschaftlern und Technikpionieren, die inzwischen als Einzige Ideen zu bieten haben, deren Kraft und Bedeutung eine ganze Kultur verändern können.

So groß ist Auerbachs Unmut gegen die »Literaturschwafler«, dass Cass sich schon gefragt hat, ob da nicht irgendwelche persönlichen Gründe dahinterstecken. Und insbesondere hat er sich gefragt, ob Auerbach vielleicht Jonas Elijah Klapper kannte, den *Homme de Lettres*, der einst unwidersprochen über weite Teile der Geisteswissenschaften geherrscht und auch Cass Seltzer in seinen Bann gezogen hatte. Sicherlich muss Auerbach zumindest von Klapper gehört haben. Es gab eine Zeit, in der Jonas Elijah Klapper von Gelehrten aus aller Welt verehrt wurde – allerdings mit Ausnahme der Briten, deren Ablehnung Klapper mit Verachtung quittierte: »Sie scheinen zusammen mit ihrem Empire die Fähigkeit verloren zu haben, mich zu begreifen.« Das Einzige, was der in der Lower East Side geborene Klapper an den Engländern zu bewundern schien, war ihr Akzent, den er sich erfolgreich angeeignet hatte. Wenn Auerbach die von ihm verabscheuten Denker beschreibt, denen obskure Zitate in toten Sprachen aus dem Mund fallen wie einem schlampigen Esser die eingespeichelten Brocken, klingt es für Cass immer, als würde er sich den früheren Professor *excellentissimus* für Glauben, Literatur und Werte vor Augen führen und nacheinander dessen Eigenheiten auflisten.

Monatelang existierte Auerbach nur als körperlose Stimme am Telefon, die auf das »Hallo« stets mit der Ansage »Auerbach« antwortete. Das von dieser Stimme heraufbeschworene Bild sollte sich als erstaunlich zutreffend erweisen, als Cass im brechend vollen 92nd Street Y eine Lesung hielt, zu der auch der Agent erschien.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Rebecca Goldstein

36 Argumente für die Existenz Gottes

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 560 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
1 s/w Abbildung
ISBN: 978-3-89667-423-4

Blessing

Erscheinungstermin: März 2010

Meisterhafte Literatur voller Komik und Tiefgang über die Liebe in Zeiten von Glaubenskrisen

Das Leben steckt voller Rätsel und Wunder, selbst, wenn man nicht an Gott glaubt. Und das größte aller Rätsel bleibt die Liebe – besonders für Professor Cass Seltzer, der mit einem Buch über seinen Zweifel an Gott schlagartig und ungewollt zum Guru der Atheisten geworden ist. Rational kann er sich nicht erklären, woher der plötzliche Ruhm kommt und weshalb die schöne wie kluge Lucinda Mandelbaum ihr Leben mit ihm teilen will, oder warum ausgerechnet jetzt seine Exfreundin wieder auftaucht: Die krachlaute und verwegene Roz rauscht ganz unvermittelt in Cass' Leben, hält das Altern für ähnlich barbarisch wie die Beulenpest und behauptet, der Unsterblichkeit mit Vitaminpräparaten einen Schritt näher gekommen zu sein. Im Sturm der Ereignisse einer einzigen Woche muss Cass erfahren, dass die Liebe wohl die größte aller religiösen Verblendungen ist. Und dass er trotzdem an sie glaubt.

36 Argumente für die Existenz Gottes ist eine brillant erzählte, wahrhaft göttliche Komödie voller Sprachwitz, prall lebendiger Figuren und Tiefgang. Große Literatur für unsere verwirrenden Zeiten.



[Der Titel im Katalog](#)